

Autoren, die eine entgegengesetzte Akzentuierung befürworten, ist dann auch ausführlich beschrieben, was die für mich interessantesten Partien des Buches ergibt. Besonders in Ratzingers Dialog mit Greshake und G. Lohfink über „verklärte Zeit“ und „Memoria-Zeit“ kann ich ihm weitgehend zustimmen (70–115). Dasselbe gilt vom Dialog über das Verhältnis von Leib und Seele (115–180), obwohl es dort meine Frage bleibt, ob das ganze Verhältnis nicht vom biblischen (ganzmenschlichen) Begriff des Leibes ebensogut beschrieben werden kann.

Der IV. Teil, „Zur Theologie Ratzingers“, berührt so viele Punkte, daß er doch wohl besser für ein eigenes Buch aufbewahrt werden könnte. Alles konzentriert sich hier auf den „dialogisch-relationalen Horizont“ (181), der Ratzingers Theologie sowohl inhaltlich als auch methodisch bestimmt. Dialog aber setzt Person voraus. Der christliche Personbegriff wird nach Ratzinger aus der Erfahrung des Bundes mit Gott und aus der Gemeinschaft (communio) der Kirche gewonnen. Ob aber Gottes innere Trinität selbst „Erkenntnisgrund des dialogischen Personsverständnisses“ (193, Hervorhebung von mir) ist, bleibt für mich fraglich. Eine Grundfrage ist, ob nicht gerade das Umgekehrte der Fall gewesen ist: Ist nicht das Verhältnis von Vater, Logos/Sohn und Heiligem Geist *zueinander* von dem aus unserem Verhältnis zu ihnen gewonnenen Personbegriff interpretiert worden? Wurde diese Interpretation nicht (außerhalb von Tertullian im Westen) durch die allmählich wachsende Vorherrschaft der Drei-Hypostasen-Lehre im Osten (vom Neuplatonismus her, über Origenes, über Eusebius von Caesarea im Kampf mit Athanasius und Marcell von Ankyra, schließlich — orthodox — durch die Kappadocier) schwerwiegend mitbestimmt? Insoweit das der Fall ist, wären die Meinungen Studers (194) und Karl Rahners über die Ersetzbarkeit des trinitarischen Personbegriffs noch einmal zu überdenken.

Der V. Teil von *Nachtweis* Buch bietet viele einleuchtende Bemerkungen über das Verhältnis des heutigen Menschen zum Tod und endet mit einigen „Thesen zur Verkündigung der Eschata“.

Im Ganzen ist *Nachtweis* Buch nicht unkritisch, aber die Zustimmung zu Ratzingers Theologisieren überwiegt. Auch wer diese Zustimmung nicht ganz teilt, findet in diesem Buch einen Reichtum theologischer Gedanken.

Nijmeegen

Piet Schoonenberg

■ LUYTEN NORBERT A., *Ewigkeit des Menschen?* Eine kritische Auseinandersetzung mit den Theorien über das Leben nach dem Tod. (189). Universitätsverlag, Freiburg i. d. Schweiz 1988. Brosch. sfr 24.—.

P. Norbert Luyten OP († 1986) war von 1945–1979 Professor für Kosmologie und Anthropologie in Freiburg; seit 1969 war er auch geistlicher und wissenschaftlicher Begleiter des „Engadiner Kollegs“, der zur Zeit größten interdisziplinären Kulturveranstaltung der Schweiz (9). Das vorliegende Buch wurde von H. Christoffels aus dem Nachlaß von P. Luyten herausgegeben. Ein letztes Kapitel, in dem Vf. seine Auffassungen zu den aufgeworfenen Fra-

gen darlegen wollte, blieb ungeschrieben. Aber auch als Fragment bringt das Buch Licht in die schweren philosophischen Fragen über das Leben nach dem Tod.

In diesen Überlegungen ist auszugehen von der Erfahrung des Sterbens, in dem das menschliche Leben ausklingt und das ihm ein definitives Ende setzt. An diese Erfahrung schließt das philosophische Suchen und Deuten an, das jedoch über die Todesgrenze hinausfragt; schließlich geht es um die Gewißheit eines jenseitigen Lebens und der Auferstehung, die aus der Offenbarung stammt und auf sie angewiesen bleibt. Erfahrung, Nachdenken und Glaube sind zu unterscheiden, die jeweiligen Ergebnisse gehören verschiedenen Ordnungen an und sind dennoch aufeinander angewiesen und bezogen und ineinander verwoben.

L. setzt sich mit verschiedenen Positionen auseinander, von denen aus ein jenseitiges Leben gedacht werden kann. Er schreibt klar und einfach und doch sehr dicht; er vereinfacht nicht, vermeidet aber auch ein unfruchtbare Problematisieren. Er vermittelt den Eindruck, daß die tastenden Überlegungen geschrieben sind in der Überzeugung, daß es darauf eine beglückende Antwort gibt, auch wenn diese noch nicht gefunden ist, beziehungsweise nicht entsprechend formuliert werden kann.

Der Mensch kann den Tod nicht überspielen, er muß ihn „überschauen“, auch wenn ihm dies schwer fällt und es eine große geistige Anstrengung bedeutet, die anstehenden Fragen zu Ende zu denken. Daß das letzte Kapitel des Buches nicht mehr geschrieben wurde, sondern nur angedeutet ist, mutet noch einmal wie ein Vermächtnis an. Das Suchen danach, was Leben, Auferstehung und Ewigkeit letztlich bedeuten, kommt ja nie ans Ende, solange der Mensch im Diesseits lebt.

Linz

Josef Janda

■ NIEWIADOMSKI JOZEF (Hg.), *Eindeutige Antworten?* Fundamentalistische Versuchung in Religion und Gesellschaft. (theologische trends 1). (210). Österreichischer Kulturverlag, Thaur 1988. Brosch. S 198.—.

Die Wahrnehmung dessen, daß Erfahrungswissen und Orientierungswissen auseinandergebrochen sind und im unvermittelten Nebeneinander die Lebenswelt des Menschen bestimmen, hat in den letzten Jahren zu einer folgenreichen Problematierung der Sinnfrage geführt: die Macht des technischen Verfügungswissens wird immer mehr als Gewalt am Sinn des Humanen begriffen. Der Ruf nach neuen „Sinnanbietern“ wird laut, Pluralismus und Demokratie stehen immer mehr unter dem Verdacht des „Wahrheitsverzichts“.

Vor aller Diagnose etablierte sich freilich schon die Therapie: der „Fundamentalismus“!

Das vorliegende Sammelbändchen, herausgegeben im Auftrag der Assistenten der Theologischen Fakultät Innsbruck, artikuliert die Herkunftsgeschichte sowie die Strukturen dieser „Trends“. Wie die Untersuchung über den „Amerikanischen Fundamentalismus“ (W. Palaver) zeigt, scheint gerade eine Gesellschaft, die Liberalität und Emanzipation sowie die

Trennung von Staat und Religion zum unaufgebbaren Besitz des bürgerlichen Selbstverständnisses erklärt, in intensiver Form einem integralistischen und fundamentalistischen Wahrheitsverständnis gegenüber „offen“ zu sein. Diese in der spezifischen Geschichte des evangelikal protestantischen Fundamentalismus der USA erkennbare Spannung macht freilich auch deutlich, daß der Phänomenbestand nicht eindimensional aufzuschlüsseln ist. Die recht unterschiedlichen Beiträge unterstreichen jedenfalls die Komplexität und Differenziertheit des fundamentalistischen Syndroms.

Abgesehen vom Informationswert (R. Pacik, Verrat am katholischen Glauben? Marcel Lefebvre und die Liturgiereform; G. W. Scheiber, Theologischer Fundamentalismus im Islam; S. Renoldner, Fundamentalismus bei den Grün-Alternativen) vermitteln einige Beiträge eine recht gute Materialdarstellung und eine saubere Reflexion der theologischen Aspekte des Problems, so vor allem R. Oberforcher und J. M. Oesch mit ihren bibeltheologischen Untersuchungen. Für die Herausgabe dieses Bandes ist J. Niewiadomski ohne Zweifel im Namen der „Praktiker“ zu danken.

Eine kritische Anmerkung sei aber noch im Namen der „Theoretiker“ angefügt: abgesehen von kleinen „Schlampigkeiten“ (vgl. beispielsweise: 11, Anm. 2 oder 205, Seitenangabe bei: Hölzle, P.) muß das Fehlen der philosophischen Reflexion bedauert werden. Die Ausführungen von Br. Braun — und auch M. Hofner — vermögen nur absolut Unkundigen zu verbergen, daß es nicht erst seit K. R. Popper, H. Albert, K. O. Apel oder J. Habermas — um nur einige zu nennen — eine Auseinandersetzung mit der Begründungsproblematik gibt. Eine kurze Erörterung des „epistemologischen Fundamentalismus“ sollte gerade in „Zeiten wie diesen“ den theologisch Gebildeten sowie deren „Verächtern“ nicht erspart bleiben.

Linz Walter Raberger

■ PETRI HEINRICH (Hg.), *Divergenzen in der Mariologie*. Zur ökumenischen Diskussion um die Mutter Jesu. (Mariologische Studien VII). (102). F. Pustet, Regensburg 1989. Kart. DM 28,—.

Bd. VII der Reihe „Mariologische Studien“ enthält vier Referate mit zum Teil sich widersprechenden Aussagen, die in Kürze dargestellt und kommentiert seien.

1. Franz Courth, Kontroverspunkte im ökumenischen Gespräch über die Mutter Jesu und Ansätze zu ihrer Überwindung.

Den theol. Hintergrund für die Darstellung Mariens und ihrer Bedeutung für uns bilden ohne Zweifel die Fragen um das Verhältnis von Gott und Mensch, bzw. Kirche. Wenn nach der Ansicht des frühen Barth der Mensch kein mitwirkender Partner Gottes sein kann, dann darf es keine Marienverehrung geben und dann ist auch die Kirche nur passive Empfängerin des Heils. Darum kann dem Autor nur zugesimmt werden: „Das ekclesiologisch-mariologische Gespräch wird erst dann ökumenisch erfolgversprechend geführt werden können, wenn zuvor deutlichere Konvergenzen im Kirchenverständnis selbst erreicht sind. Hier liegt ein noch aufzuarbeitender

Differenzpunkt“ (27/28). Aber es sollte doch mehr und mehr gemeinsame Glaubenslehre sein, was der Autor hervorhebt: „So sehr Heil und Rechtfertigung ungeschuldete Gaben Gottes an den einzelnen Gläubigen sind, haben sie auch immer eine gemeinschaftliche, leiblich-konkrete Gestalt: sie sind geschichtlich vermittelt und werden geschichtlich gelebt“ (21). Wir brauchen bei Gott keinen Fürsprecher, weil uns Gott immer schon zuerst geliebt hat. Christus ist die bleibende, unwiderrufliche, für uns erfahrbare Zusage Gottes. Aber wir brauchen Menschen, die uns in der Gemeinschaft des Glaubens zu Gott mitnehmen, so wie Abraham Vater des Glaubens genannt wird (vgl. Röm 4,17). Die Anrufung Mariens und der Heiligen ist Ausdruck des gut biblischen Gedankens der Heilssolidarität des Gottesvolkes, die auch im Tod nicht aufhört. Das an Maria gerichtete Gebet „unter das Verdikt der Abgötterei“ („Maria — Evang. Fragen und Gesichtspunkte“, in: *Una Sancta* 37 (1982) 184ff) einzuordnen, ist darum schon ein arger Vorwurf, der auf einem massiven Mißverständnis beruht.

2. Anton Ziegelaus, „Die Jungfrauengeburt im Apostolischen Glaubensbekenntnis. Ihre Interpretation bei Adolf von Harnack.“

Der Autor kann wohl seine These von einem unbedingten Zusammenhang zwischen der Jungfrauengeburt und der Gottheit Jesu nicht unzweifelhaft begründen. Er erfährt eine Einschränkung durch den Beitrag von Heinrich Petri: „Wenn nun die neutestamentlichen Texte über Maria und die mariänen Glaubensformeln im Grunde nur als christologische (und ekclesiologische) Aussagen verstanden werden sollen . . . dann behalten z. B. die Aussagen über die jungfräuliche Empfängnis und Geburt Jesu aus Maria oder auch der Titel Theotokos ihre Bedeutung und ihren Sinn unabhängig davon, ob Maria ihren Sohn wirklich als Jungfrau empfangen und geboren hat oder nicht“ (S. 96). Der Frage nach dem Sinn und der Bedeutung der Jungfrauengeburt geht der Autor kaum nach (vgl. etwa die Ausführungen von Marie-Luise Gubler in dieser Zeitschrift 136 (1988) 130—139).

3. Leo Scheffczyk, Die ökumenische Problematik bezüglich des Assumpta-Dogmas.

Mit Interesse kann man lesen, daß Martin Luther noch 1544 in einer Predigt ganz selbstverständlich von der Himmelfahrt der Jungfrau Maria redet, nur die Fürbitte als Konsequenz ablehnt. Als Einwände evangelischer Theologen werden genannt: mangelnde Schriftbegründung und die Gefahr der Gleichstellung Marias mit Christus, weil Maria keine „eigene Heilsbedeutung“ zukomme. Mit Recht wird gesagt, daß sofort ein Brückenschlag möglich sein sollte, wenn das Adjektiv „eigene“ in „selbständige, von Gott unabhängige“ Heilsbedeutung geändert würde. Im übrigen sieht der Autor einen konträren Gegensatz zwischen evang. und röm. kath. Auffassung. Darin kann der Rezensent dem Autor nicht folgen, wenn man die Fürbitte Mariens richtig versteht und in der Aufnahme Mariens in den Himmel nicht ein Privileg sieht. Um dieses zu retten, muß der Autor zu wohl überholten Positionen Zuflucht nehmen: „Um das Privileg Mariens zu erfassen ist tatsächlich auch